



JOSHILYN JACKSON

Nicht nur eine Liebesgeschichte

Roman

Deutsch von
Christine Blum

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Alle Figuren in diesem Buch sind frei erfunden,
jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen
lebenden oder toten Personen wäre rein zufällig.

*Für Bobby Jackson, der die Richtige heiratete,
und Julie Jackson, eine Maßanfertigung*



Deutsche Erstausgabe 2015
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2013 Joshilyn Jackson
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Someone Else's Love Story‹ (William Morrow, New York 2013)
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Veröffentlicht mit Genehmigung von
William Morrow, an imprint of HarperCollins Publishers, LLC
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München,
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture/Tilby Vattard
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Gesetzt aus der Minion 11/14,5'
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26064-0

*»Hoffnung« – das Ding mit Federn –
Das in der Seele schwingt –
Und ein Lied singt ohne Worte –
Das niemals – nie verklingt –*

Emily Dickinson

TEIL EINS

Geschosse

*»Glaube« – Welch feiner Einfall
Sofern der Mensch nicht blind –
Doch besser Mikroskope
Im Zweifelsfalle sind.*

Emily Dickinson

KAPITEL 1

Ich verliebte mich bei vorgehaltenem Revolver in William Ashe, in einem Circle-K-Markt. Es war ein Freitagnachmittag gegen Ende eines so unerhört heißen Sommers in Georgia, dass die Luft sich anfühlte wie gekocht, und wir beide starrten in den Lauf eines alten, rostigen .32ers, der uns allerdings genauso mausetot schießen konnte wie eine hübschere Waffe.

Ich hatte damals nicht das Gefühl, in einer Liebesgeschichte gelandet zu sein – eher in einem Albtraum. Liebesgeschichten fangen mit einem Kuss oder einer witzigen ersten Begegnung an, nicht damit, dass in einem Tankstellenshop ein Mensch angeschossen wird. Also, eigentlich sogar zwei, zuerst hatte ja die Polizistin eine Kugel abbekommen.

Aber da standen wir, William reglos wie ein Stein in einem Teich, ich mit einer grünen Colaflasche in der Hand und so heftig zitternd, dass es an einen epileptischen Anfall grenzte. Das schwarze Auge des Revolvers hielt uns beide in seinem Bann. Doch siebzehn Sekunden später war ich, ohne auch nur seinen Namen zu kennen, abgrundtief und haltlos in William verliebt.

So etwas wie ein Engelchen hatte ich nie auf der rechten Schulter sitzen; mein Begleiter war von Geburt an ein Teufelchen mit Zackenschwanz, das auf meinem Nacken hin- und herhüpfte, um mir in beide Ohren flüstern zu können. Ich hatte keine Fee zur Patin, nicht mal eine sprechende Grille als mahnendes Gewissen. Aber irgendjemand hätte es mir sagen sollen. An jenem Nachmittag in dem Circle K hätte ich ein Recht darauf gehabt, zu

wissen, dass ich mitten in einer Liebesgeschichte gelandet war. Vor allem, da es nicht meine eigene war – nicht meine eigene ist und nie sein wird.

Ein paar Stunden früher an jenem Tag, um elf Uhr vormittags, hätte ich mir nicht im Entferntesten vorstellen können, noch am selben Tag mit einer Waffe bedroht zu werden und in einer fremden Liebesgeschichte zu landen. Ich war damit beschäftigt, einen Seesack mit dem größten Teil meiner Besitztümer die Treppe hinunterzuschleppen, wobei ich mich bemühte, nicht zu weinen oder – noch schlimmer – mir anmerken zu lassen, wie sehr ich mich freute. Meine Mutter, die noch nie für gemischte Gefühle zu haben war, posierte als filmreifes Bild der Verzweiflung im Gegenlicht des Durchgangs zur Küche.

Egal wie sehr ich darauf brannte wegzugehen – sobald ich ihr in die Augen sah, würde ich losheulen wie ein kleines Kind. Siebzehn Jahre lang, seit ich vier war und meine Eltern sich hatten scheiden lassen, war dieser ordentliche Backsteinbungalow am Hang mein Zuhause gewesen. Wenn ich anfang zu weinen, würde sie auch weinen, und dann würde mein süßer tapferer Kleiner ebenfalls in Tränen zerfließen. Wir würden alle heulend im Wohnzimmer herumstehen, und Natty und ich würden nie loskommen. Ich presste die Lippen zusammen und blickte stattdessen über Moms Kopf hinweg. Und da bemerkte ich, dass sie den betenden Jesus abgenommen hatte, der über dem Sofa gehangen hatte, solange ich denken konnte. Jetzt hing da ein Guter Hirte, bei dessen Anblick ich abrupt stehenblieb.

Der neue Jesus sah ganz genau so aus wie sie.

Er war wahnsinnig hübsch, schlank und anmutig. Auch er stand im Gegenlicht, nur vor einer Wiese statt einer Küche, und hielt statt eines Bratenwenders ein Lämmchen in den Händen. Meine Mutter war noch nie im Leben ohne Sonnenhut und Lichtschutzfaktor 50 in die Sonne gegangen, und dieser Jesus

besaß den gleichen elfenbeinfarbenen Teint wie sie. Da sah sogar ich jüdischer aus als er. Er und Mimmy hatten das gleiche üppige braune Haar mit honiggolden glänzenden Strähnen darin und die gleichen kornblumenblauen Augen, sorgenvoll nach oben gerichtet, wo ich auf der Treppe mit dem Fünf- undzwanzig-Kilo-Seesack kämpfte. Keiner von beiden bot mir Hilfe an.

Mimmy war alles andere als bereit, mich gehen zu lassen. Beim Gedanken daran, mich mit Gewalt hier rausboxen zu müssen, hätte ich mich am liebsten auf die Treppe gesetzt und wäre dort gestorben.

»Bitte mach kein Drama daraus. Es ist das Beste, wirklich«, sagte ich, aber Mimmy stand nur weiter da und verströmte eine Aura liebreizender Trübsal. Es ist unfair, wie viel Schönheit meine Mutter abbekommen hat. Einfach unsäglich, und es wirkte bei jedem, manchmal sogar bei mir.

»Für dich vielleicht«, räumte sie ein. »Aber für Natty?«

Damit traf sie einen Nerv. Ich würde Mimmys Berghang voller Bäume, Rehe und Sonnenschein gegen eine schicke, moderne Vierzimmerwohnung mitten in der Stadt tauschen, die meinem Dad gehörte. Aber ich sagte nur: »Ach, Mims.«

Die Diskussion zog sich schon die ganze Woche hin. Dads Wohnung lag zehn Minuten vom Campus der Georgia State University entfernt, während ich von hier aus für Hin- und Rückfahrt insgesamt etwa vier Stunden brauchte. Ich musste meinen Stundenplan so zusammenstellen, dass ich nicht in die Rushhour geriet, und mich entweder für Dienstag und Donnerstag oder für Montag, Mittwoch und Freitag entscheiden. Alleine schon eine Verabredung zum Kaffee wurde so zu einer logistischen Herkulesaufgabe, und Mimmy machte mir mein Sozialleben nicht gerade leichter. Seit siebzehn Jahren boykottierte sie aus Prinzip alles, was ein Y-Chromosom besaß – selbst ihre Katze war weiblich. Wenn sie mitbekam, dass ich verabredet war, brachte

sie es durchaus fertig, kurzerhand meine Arbeitszeiten in ihrem Süßwarenladen zu ändern. Ich wäre längst zu Dad gezogen, hätte meine Stiefmutter Bethany das zugelassen.

Aber das hatte sie nie. Bis letzte Woche die Ergebnisse von Nat-ty's Tests kamen. Dad hatte die Tests organisiert, nachdem Natty sich selbst das Lesen beigebracht hatte. Den Tests nach lag der IQ meines Kindes irgendwo jenseits der 140, und das hieß, mein Dreijähriger war ein verflixtes Genie und hätte wahrscheinlich ohne Weiteres in diesen Mensa-Verein eintreten können.

Da hatte Bethany – nicht Dad, sondern Bethany höchstpersönlich – mich angerufen und gesagt, ich könne die Wohnung haben. Was extrem ungewöhnlich war. Normalerweise war Bethany die Stiefmutter aus dem Gruselmärchen, die mich zu Pessach auslud, weil ihre gesamte Familie zu Besuch kam und an den Esstisch nur soundsoviele Leute passten. Ein paar Tage später tat dann Dad immer irgendwas für mich, was wunderschön, toll und wahnsinnig aufmerksam von ihm war, und scheinbar hatte beides überhaupt nichts miteinander zu tun. Aber diesmal hatte Bethany mich so dringend sprechen wollen, dass sie sogar auf Mimmys Festnetz anrief, als sie mich auf dem Handy nicht erreichte. Ein gewagter Zug. Mimmy und Bethany waren Materie und Antimaterie. Der kleinste Kontakt zwischen ihnen konnte eine Explosion auslösen, die unseren Planeten aus seiner Umlaufbahn katapultieren und geradewegs in die Sonne schleudern würde.

Zum Glück war ich es, die ranging. Wir tauschten ein Minimum an kühlen Höflichkeiten aus, und ich fragte mich, was für eine fiese Bombe sie diesmal platzen lassen würde. Da räusperte sie sich und ratterte einen anscheinend auswendig gelernten Monolog herunter: »Also. Angesichts Nathans außergewöhnlicher Intelligenz würde David dir gerne ermöglichen, ihn in einer Vorschule mit etwas akademischerer Ausrichtung unterzubringen. Wir wissen ja, wie begrenzt die Möglichkeiten da draußen in der Provinz sind.«

Ich schwöre, selbst durchs Telefon konnte ich *hören*, wie die Nasenflügel von Bethanys schmaler, eleganter Nase bei den letzten Worten bebten. In diesen lag eine sorgfältig verpackte Botschaft. Im vergangenen Jahr hatte ich meinen jüdischen Vater fast ins Grab gebracht, weil ich Natty im Kindergarten von Mimmys baptistischer Gemeinde angemeldet hatte. Wobei ich mit Natty weder in die Kirche noch zur Synagoge ging, was viel besser war als in *meiner* Kindheit, da hatte man mich nämlich in beides geschleppt. Dad hatte mir angeboten, die Kosten zu übernehmen, wenn ich Natty in einen ›besseren‹ Kindergarten schickte. »Sicher gibt es mehr als einen in der Nähe«, hatte er gesagt.

»Klar«, hatte ich geantwortet. »Wenn's dir lieber ist, schicke ich ihn in den methodistischen.«

»Natürlich müsstest du mit ihm nach Atlanta ziehen«, fuhr Bethany fort. »Ich weiß, deine Mutter wird das kaum befürworten. Menschen vom Land können so kurzsichtig sein, vor allem wenn es um Bildung geht. Aber du ... du solltest die Vorteile erkennen, denke ich, wenn dir etwas an deinem Kind liegt.« Sie gab ein dezentes Schnauben von sich und kam endlich zum springenden Punkt. »Du könntest mit Natty in Davids Wohnung ziehen. Wir würden dir einen eigenen Telefonanschluss legen lassen, und die Zimmer im zweiten Stock könntest du nach deinem Geschmack einrichten. Ich weiß allerdings nicht, ob dein Vater bereit wäre, für seine Notdienste in einem Bereitschaftszimmer der Klinik zu übernachten; du müsstest dich also darauf einstellen, dass er ab und zu im großen Schlafzimmer schläft. Aber ansonsten könntest du dort schalten und walten, wie du willst.« Sie verstummte, dann fügte sie betont hinzu: »Für ein Jahr.« Und, falls ich es noch immer nicht kapiert hatte: »Bis du deinen Abschluss hast, meine ich.«

Sie hatte erstaunlich viel Zündstoff für einen garantiert heftigen Streit in dieser kurzen Rede untergebracht. Sogar eine Spitze gegen Lumpkin County war dabei! Sicher, es war ländlich hier,

aber hinterwaldlerisch war es nicht, und das wusste sie ganz genau. Falls sie gehofft hatte, mich so weit zu provozieren, dass ich die heibegehrte Wohnung ablehnte, hatte sie sich aber geschnitten. Ich raffte alles, was ich an Freundlichkeit aufbringen konnte, zusammen und sagte ja, verdammt noch mal, ja! – und dann legte ich so schnell wie möglich auf.

Jetzt stellte ich meinen schweren Seesack neben Nattys Kinderkoffer und den aufeinandergestapelten Waschekorben voller Bücher, Socken und Spielzeug an der Haustür ab. Ich ging zu Mimmy hinüber, schlang die Arme um ihre schmale Taille und vergrub mein Gesicht in ihrem Haar. Sie roch nach Vanille.

»Du bist die beste Mimmy der Welt. Ich weiß nicht, was ich in den letzten drei Jahren ohne dich gemacht hätte – ich hätte nie im Leben aufs College gehen können. Aber ich bin einundzwanzig. Irgendwann müssen Natty und ich auf eigenen Füßen stehen. Es ist gut so.«

Sie schüttelte den Kopf. »Es könnte so aufregend sein – du und Natty in einer eigenen Wohnung. Natürlich gehört es zum Erwachsenwerden. Ich sollte euch Vorhänge nähen und eine Einweihungsparty organisieren. Aber es widerstrebt mir einfach, dass ihr in die Wohnung dieses schrecklichen Menschen zieht.«

Ich überhörte den *schrecklichen Menschen* und sagte: »Ich ziehe doch nicht in sein *Haus*.«

Bethany und Dad und meine drei kleinen Halbbruder wohnten in einer riesigen protzigen Villa aus Stein und Stuck draußen in Sandy Springs. Unter einem Dach mit Bethany hätte ich nie und nimmer leben können. Meine Bezeichnung für sie, wenn ich mit meiner Mutter redete, war *Stiefkuhlschrank*. Meinem besten Freund Walcott gegenüber nannte ich sie noch ganz anders. Sie hatte jeden dieser Namen verdient, aber um ehrlich zu sein, war sicher auch jeder Name gerechtfertigt, den sie heimlich für mich hatte.

Mimmy wollte noch etwas sagen, aber da polterten Walcotts große Füße die Treppenstufen herunter. Er presste einen Großteil

meiner Klamotten, die im Schrank gehangen hatten, lose gefaltet gegen seine Brust.

»Wozu brauchst du bloß so viele Kleider?«, fragte er.

»Ich bin eben ein Mädchen.«

Meine Mutter ließ den Blick über die Sachen wandern. »Eine viel bessere Frage wäre: Warum ziehst du dich an wie eine vierzigjährige geschiedene Französin?«

»Ich mag Vintage-Klamotten.« Ich ging, um sie Walcott abzunehmen. Es war wirklich ein ziemlicher Haufen. Das meiste stammte von Flohmärkten und aus Secondhandläden – irgendwo zwischen den unendlichen Mengen an vorgebleichten Mama-Jeans fand sich ab und zu doch ein hübscher Tellerrock oder ein makelloses Wickelkleid für zwei Dollar.

Ohne die Sachen loszulassen, winkte Walcott mit einer Hand ab und wankte mit seiner Last zur Haustür.

»Ihr könnt doch nicht als Erstes die Kleider ins Auto legen«, rief Mimmy. »Die werden doch ganz zerdrückt, und du musst sie alle noch mal bügeln.«

Gehorsam blieb Walcott stehen, legte die Kleider über den Seesack und warf mir einen seiner sprechenden Walcott-Blicke zu. Gestern war er zum hundertmillionsten Beweis seiner Freundschaft zu Fuß vom Haus seiner Moms hermarschiert, um mir beim Packen zu helfen. Heute würde er mit mir alles ins Auto laden und dann auf der Fahrt Natty bespaßen. Die Wohnung in Atlanta erstreckte sich über drei Etagen. Im Erdgeschoss waren Küche und Wohnzimmer, der ganze erste Stock bestand aus Dads Suite samt Bad. Natty und ich würden die beiden Zimmer ganz oben mit gemeinsamem Bad bewohnen. Und weil Walcott Walcott war, würde er die schwersten Sachen all diese Stufen hinaufschleppen, während Natty und ich uns auf Kissen und Einkaufstüten voller Schuhe beschränken durften. Ich musste ihn danach nicht mal nach Hause fahren, sondern nur bei seiner Freundin in Inman Park absetzen.

Solche Dinge tat er für mich, seit wir fünf waren, die beiden Außenseiter an der milchweißen Grundschule unseres weißer-als-weißen Landstrichs. Ich war das einzige halb jüdische Kind weit und breit und Walcott der samengespendete Sohn eines lesbischen Paares, das aus Atlanta aufs Land gezogen war, um Gemüse zu züchten und ein Bed and Breakfast für ähnlich gesinnte Erholungssuchende zu gründen. Walcotts Moms widmeten sich allerlei verdächtigen Betätigungen wie Zen-Meditation und Hydrokultur. Wo wir aufwuchsen, waren diese Worte ebenso unbekannt wie Rosch ha-Schana oder der Sederabend – dubiose Rituale, für die ich zusätzlich schulfrei bekam, um bei Dad in Atlanta die Haustür mit Lämmerblut zu bestreichen und Tauben zu verbrennen oder so was.

Schon immer hatten Walcott und ich mit erhobenen Schwertern Rücken an Rücken gestanden, um auf den Spielplätzen unserer Kindheit zu überleben; trotzdem funkelte Mimmy ihn jetzt mit diesem durchdringenden Blick an, den sie für jeden männlichen Schwachkopf in Reserve hielt, der sich von ihrer makellos gepflegten Schönheit einwickeln ließ und sich mit ihr zu verabreden versuchte. Sie wusste ganz genau, dass Walcott mir nicht aus triebgesteuerter männlicher Berechnung beim Umzug half, aber ab und zu fiel ihr wieder ein, dass er technisch gesehen auch zur penisbestückten Hälfte der Menschheit gehörte, und dann bedachte sie ihn mit einem dieser misstrauischen, unheilvollen Blicke. Das ging schon so seit unseren Kindergartenagen. Damals hatte er mir einmal aufgrund einer Wette seinen Penis gezeigt – es war ein unschuldiges rosa Ding gewesen, sichtlich außerstande, Übles zu tun.

»Das war jetzt alles von oben«, sagte Walcott. »Lass uns was essen und dann fahren.«

»Aber wir sollten spätestens um zwei loskommen. Ich will nicht im Dunkeln ausladen müssen.«

»Ich decke den Tisch.« Scheinbar fügte sich meine Mutter.

Aber das war eine Finte. Während sie sich im Türrahmen umdrehte und in der Küche verschwand, fing ich einen dunkeläugigen Seitenblick von ihr auf.

Walcott grinste. »Puh, du bist wirklich am Arsch.« Ein Uneingeweihter hätte vielleicht geglaubt, meine Mutter sei auf milde, damenhafte Art etwas verstimmt, doch im Grunde im Reinen mit der Welt und all ihren Bewohnern. Walcott aber war sein ganzes Leben lang in unserem Haus ein und aus gegangen, genau wie ich bei ihm. Er konnte fast so gut wie ich den Gemütszustand der unangefochtenen Schönsten im ganzen Land an der Farbe ihres Lippenstifts und dem Winkel der Schildpattkämme in ihrem Haar ablesen.

»Sie justiert noch den Sucher«, sagte ich. »Aber sie hat schon durchgeladen.«

»Ich fürchte, da kann ich dir nicht helfen. Da musst du allein durch.« Er faltete seine schlaksige Gestalt zusammen und sank in den Lehnstuhl. »Aber willst du zur Aufmunterung ein Gedicht hören? Ich hab eins gemacht, extra für heute.«

»Nein, danke«, sagte ich tugendsam.

»Es ist aber echt gut.« Walcott räusperte sich und begann in aufgesetztem Beat-Poet-Tonfall, so richtig lautstark und hochtrabend: »Weh mir! Die Jüdin von Lumpkin County, aufs Neue vertrieben. Wie Moses –«

»Vergiss es, Walcott. Ich weiß genau, was du mit deinen lyrischen Ergüssen normalerweise machst.« Bevor er ernsthaft mit CeeCee zusammengekommen war, war er dafür bekannt gewesen, leicht angesäuselten Mädels von der Mathe-Fakultät mit heißen Shakespeare- oder Donne-Zitaten den Kopf zu verdrehen.

»Ja, und es funktioniert super. Für 'nen dünnen Englischstudenten mit großer Nase hatte ich immer ziemlich viel laufen.«

»Ach was! Es ist eine edle Nase.«

»Etwas zu edel. XXL-edel. Zum Glück stehen die Mädels auf jambische Pentameter. Aber dieses Gedicht ist nicht zum Verfüh-

ren gedacht. Es ist in freien Versen und wirklich ziemlich brilliant. Du wanderst vierzig Tage und Nächte durch Piedmont Park, bei Tag folgst du dem Rauch einer Haschpfeife und bei Nacht einer Transe auf dem Strich.«

»Blödmann«, sagte ich, aber wie immer hatte er es geschafft, dass ich mich besser fühlte. »Lass das. Ich muss die Mimmy beschwichtigen. Vielleicht können wir ihr auf den Knien rutschend ein paar Feldfrüchte darbringen? Oder eine Jungfrau in ihren Vulkan werfen?«

»Hm, und wo sollen wir beide jetzt eine Jungfrau herkriegern?«

Ich machte mich auf den Weg in die Küche, hielt aber unter dem Gemälde inne. Der neue Glanzspülung-Jesus hatte diesen Onkel-Sam-Blick, der einen verfolgte, wohin man auch ging.

Walcott reckte den Hals. »Himmel! Wo ist der betende Jesus hin?«

Ich zuckte die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Shandi, das da ist deine Mom mit Bart.«

»Ja. Total gruselig. Ich würde mir Jesus nun wirklich nicht so ...«

»Sexy vorstellen?« Walcotts Blick wanderte in Richtung Küche, wo meine Mutter war. Ich zog eins von Nattys Stofftieren aus dem nächsten Wäschekorb und warf es nach ihm. Lachend fing er es auf. »Aah, wirf doch nicht mit dem armen Yellow Friend!« Sanft steckte er den unentbehrlichen blauen Patchwork-Hasen zurück zu Nattys Sachen. »Ich weiß, sie ist deine Mom. Aber mal ehrlich.«

Ich konnte es ihm nicht verübeln. Meine Mutter war vierundvierzig, sah aber zehn Jahre jünger aus und hatte nicht die Absicht, irgendetwas von ihrer Schönheit aufzugeben. Hätte ich einen solchen verführerischen Mund und so rasiermesserscharfe Wangenknochen besessen statt einfach nur ein ganz normales, rundes Gesicht, weiß ich auch nicht, ob ich sie hätte aufgeben wollen.

»Essen ist fertig«, rief Mimmy, und wir gingen hinüber zum

Küchentisch. Natty saß schon auf seinem Kindersitz, sodass er mit der Nase über die Tischkante gucken konnte. Der größte Teil seines Gesichts war hinter seinem ›Großen Buch der Krabbeltiere‹ verborgen, aber ich sah ihm an, dass der Umzug ihm nicht behagte. All seine Matchbox-Polizeiautos und -Rettungswagen standen in Reih und Glied vor seinem Teller, und er hatte sich Teile seiner tapfersten Verkleidungen angezogen: die reflexgelbe Feuerwehrjacke, darunter der Astronautenanzug und auf dem Kopf die Pilotenmütze.

»Ach, Captain Feuerwehrastronaut, haben Sie vielleicht meinen Sohn gesehen?«

»Ich bin doch ich«, sagte Natty.

»Wow«, sagte Walcott. »Der Raumpilotenfeuerwehrmann ist ja plötzlich Natty Lederstrumpf – wie kommt das denn nur?«

Mein kleiner Bücherwurm ließ den Band so weit sinken, dass er Walcott darüber hinweg einen ernsten Blick zuwerfen konnte. »Das ist eine Verkleidung, Walcott. Ich war die ganze Zeit ich.«

Ich setzte mich neben ihn. »Ein Glück! Dich mag ich nämlich am liebsten.«

Walcott setzte sich mir gegenüber.

»Es gibt Obstauflauf zum Nachttisch«, verkündete Natty in seinem gemessenen Ton.

Ich nickte ebenso ernst. »Lecker.«

»Mimmy sagt, ich muss erst Erbsen essen«, erklärte er als Nächstes – im selben Ton, aber ich hörte ihm an, dass er es höchst unfair fand.

»Da hat Mimmy völlig recht«, sagte ich.

Unsere Teller warteten gefüllt genau mittig auf den Platzdecken aus Spitze. Meine Mutter nahm ihren Platz am Kopfende des Tisches ein, und wir alle senkten die Köpfe.

Während meine Mutter ihren intimen vormahlzeitlichen Plausch mit Jesus hielt, erkannte ich beim Blick auf meinen Teller, dass ich ihre Laune falsch eingeschätzt hatte. Sie war nicht traurig

oder am Boden zerstört. Sie hatte panierte Steaks, Kartoffelbrei, Erbsen und frische Biskuits gemacht und zum Schluss alles mit samtiger Soße übergossen. So kochte sie nur, wenn sie stinkwütend auf mich war. Ihrer Meinung nach war das Schlimmste, was man einer Frau antun konnte, ihr Pralinen zu schenken. Mimmy lebte von grünem Salat und gedämpfter Hühnerbrust und hätte zweifellos noch in ihr Hochzeitskleid gepasst, hätte sie es nicht mitten im Wohnzimmer verbrannt, als ich in Nattys Alter war. Danach hatte sie mich gepackt und war mit mir hierhergezogen, an den Ort, wo sie selbst aufgewachsen war.

Meine zornige Mutter dankte Gott für Essen, Gesundheit und Familie und legte noch ein gutes Wort für die Georgia Bulldogs angesichts der bevorstehenden Herbstsaison ein. Sie lehnte sich nicht so weit aus dem Fenster, den Herrn zu bitten, er möge ihrer ungehorsamen Tochter Seinen Willen deutlicher machen. In der Vergangenheit hatte sich Gottes Wille so oft exakt mit ihrem eigenen gedeckt, dass sie das sehr wohl für erwähnenswert hielt. Aber nach der Footballfürbitte schloss sie mit einem so zuckersüßen »Amen«, dass ich meine Einschätzung ihrer Laune von stinkwütend auf fuchsteufelswild aktualisierte.

Natty echote das Amen und begann mit einem der Polizeiautos zu rangieren. Walcott stürzte sich auf das Essen und stieß beim ersten Bissen ein entzücktes Stöhnen aus. Er würde seinen Teller ratzekahl leer essen und dann wahrscheinlich noch meinen Rest verputzen, und mir war ein Rätsel, wo all das Zeug blieb. Er war über eins achtzig groß und gebaut wie eine Lakritzstange.

»Iss etwas, Süßer«, sagte ich zu Natty.

»Gleich. Ich muss das mit den Erbsen überdenken.«

Ich grinste über sein altkluges Vokabular.

Auch meine Mutter hatte sich eine üppige Portion auf den Teller geschaufelt. Jetzt schnitt sie sich einen großen Bissen Steak ab, tunkte ihn in den Kartoffelbrei und schob sich das Ganze in den Mund. Ich bekam große Augen. Ich glaube, Kohlenhydrate hatte